

# Den Trieben auf der Spur

**TERMIN MIT DAVID CANTER** Was geht im Kopf eines Serienkillers vor? Der 64-jährige Profiler und Psychologieprofessor will es herausfinden. Kaum ein Wissenschaftler kennt das Böse so gut wie er

Von Ulrike Heilmüller

**B**erin. Flughafen Schönefeld. Die Maschine aus Liverpool ist angekommen. Passagiere tropfen ins Terminal. Ganz am Schluss ein zierlicher Mann mit einem länglichen Gesicht. Anorak, Pulli, Cordhose, bequeme Schuhe. Der Mensch in den Klammern ist Brit und sieht aus, als mache er einen Ausflug in seinen Pferdestall. Dabei ist David Canter Psychologieprofessor an der Universität Liverpool, einer der ersten wie bekanntesten Profiler der Welt und gerade auf dem Weg zu einem Kolloquium über organisierte Kriminalität.

Canter ist gefragt, in 150 Ermittlungen wurde er von der Polizei zurate gezogen, außerdem leitet er ein Universitätsinstitut, betreut Doktoranden, schreibt Bücher und vermarktet seine Produkte. Seit über 20 Jahren spürt David Canter Serienmördern, „vergewaltigern und neuerdings auch notorischen Einbrechern nach. Er wühlt sich durch dicke Akten aller Fälle, spricht mit Polizisten ebenso wie mit Gefängnisinsassen. Der Mann will die Muster, nach denen Verbrechen ihre Taten begehen, verstehen. Er ist sicher: Es gibt solche Muster, es gibt bestimmte Typen von Tätern, und Ermittler können dies Wissen nutzen, um Verbrechen aufzuklären.

„Wir entwickeln eine ganz neue Wissenschaft“, sagt der Professor. Er hat sie „Investigative Psychology“ genannt. Viele sagen „Profiling“, ein Begriff, den man mit Hollywood und dem FBI verbindet. Von den Ideen dieser Behörde distanziert Canter sich jedoch, „keine wissenschaftliche Basis“, bemerkt er. Die dortigen Ermittler seien erfahren, mögen eine gute Intuition haben, aber es fehlten systematische Untersuchungen, zum Beispiel Vergleiche gelöster Fälle. Diese fehlende wissenschaftliche Basis für das Profiling will David Canter an seinem Institut schaffen.

Begonnen hat alles im Jahr 1985 mit einem Mittagessen bei Scotland Yard. Zwei Polizeidetektive wollen von ihm, damals noch Psychologieprofessor in Surrey, wissen, ob Erkenntnisse der Verhaltenspsychologie für die Polizeiarbeit nutzbar gemacht werden könnten: Was lässt sich aus den Details eines Verbrechens über das Leben des Verbrechens herauslesen? – Der Psychologe, der bis dahin nie etwas von Profiling gehört hat, findet diese Idee faszinierend.

**Kurz danach stolpert er über einen Artikel, der über eine Serie von Vergewaltigungen in London berichtet. In einer Art improvisierter Arbeitsgruppe versuchen er und ein paar Polizisten erstmals, ein Täterprofil zu erstellen. Der Professor und seine Mitarbeiter sehen, dass der Verbrecher seine drei ersten Vergewaltigungen an Orten verübt hat, die sehr nahe beieinander liegen. Mit der Zeit hat er seinen Radius erweitert. Canter vermutet, dass der Mann in der Gegend seiner ersten Verbrechen leben muss: Dort kennt er sich aus und weiß um jedes Versteck, jeden Fluchtweg. Mit der Zeit bekommt der Täter Erfahrung und wird sicherer, andererseits muss er mehr und mehr befürchten, wiedererkannt zu werden, daher begehrt er seine Verbrechen weiter weg. Drei Morde an weit auseinanderliegenden Orten. Ein Jahr geschieht nichts – hat er da möglicherweise im Gefängnis gesessen? Canters erstes Täterprofil ist ein voller Erfolg. Unter den 2000 Verdächtigen findet sich John Francis Duffy auf Platz 1505. Auf ihn passt das Profil haargenau. Die Ermittler ziehen ihn bei der Untersuchung vor – und haben den Täter.**

Danach macht Canter einfach weiter. Er sammelt Daten über gelöste Fälle,

spricht mit verurteilten Straftätern, forscht über Täterpsychologie. Aber die Arbeit ist mühsam: „Die Daten haben Schwächen.“ Vor allem: Jede Polizeieinheit will alles selbst machen, es herrscht eine Art Festungsmentalität“, behauptet er. „Eher wird das Material einem Kollegen zur Verfügung gestellt, der einen Abendkurs in Analyse macht, als einem richtigen Wissenschaftler.“

So etwas mag David Canter gar nicht. Er sieht aus wie die Höflichkeit in Person, kann aber ziemlich direkt sein. Wenn ihn ein Gespräch langweilt, unterbricht er gern, um seinem Gegenüber mitzuteilen, welche Schuhgröße er hat: 42. Dabei bleibt er immer höflich, leise und lächelt so fein, als wäre es in diesem Moment die normalste Sache der Welt.

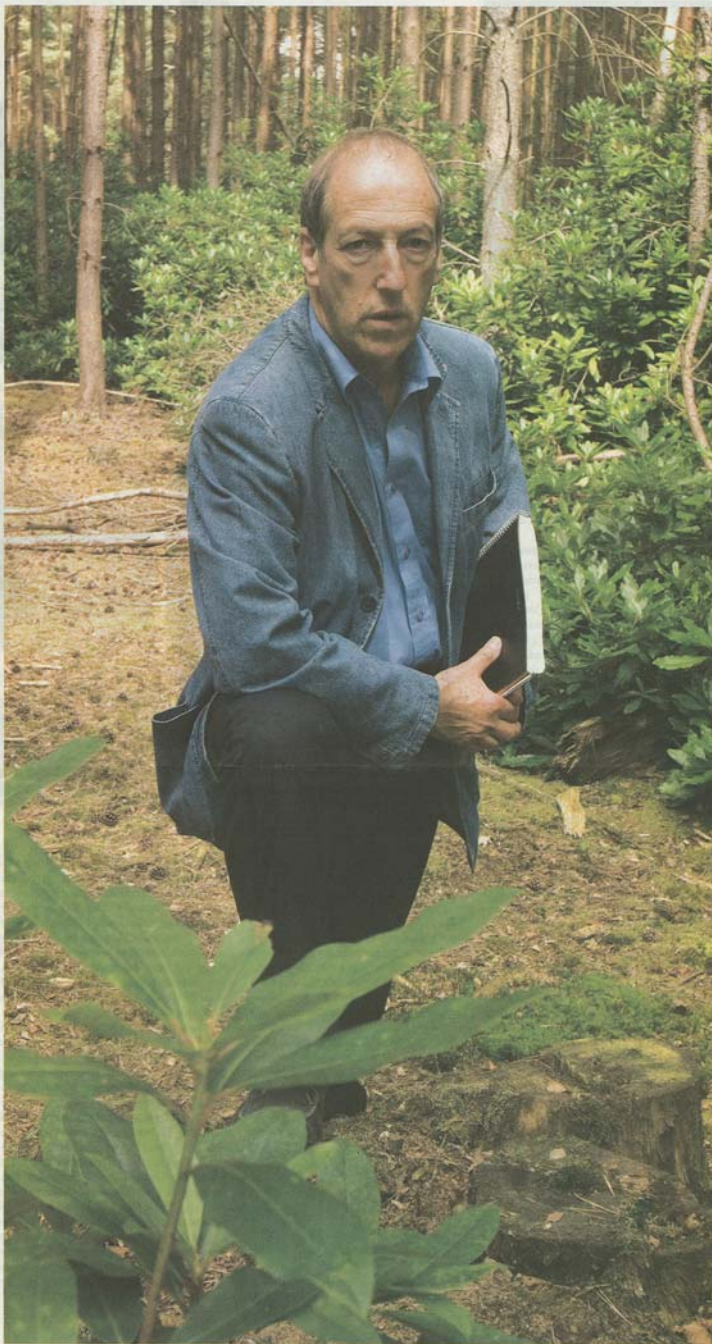
Canter ist nicht unsympathisch. Beim Kolloquium, zu dem er extra nach Berlin anreiste, soll es ihm ähnlich zugegangen sein, erzählt ein Teilnehmer später: „Wenn er die Konventionen verletzt hat, dann er. Er hat seinen Vordränger auf undiplo-matischste Art und Weise abgekanzelt.“ Zur Wahrheit gehört aber auch, dass er niemandem vergisst, den Kollegen und Studenten zu danken, die ihn bei seiner Arbeit unterstützt haben. Er ist ein Meister der Selbstvermarktung, ein selbststüchtiger Egomanie ist er nicht.

**An seiner neuen Wirkungsstätte, wo er das Zentrum für investigative Psychology einrichtet, beginnt er nach seinem ersten Erfolg gleich mit der Arbeit an Computern, dem Programmieren für Ermittler. Das Prinzip: Ein Polizist füttert den Computer mit Details über ein Verbrechen, also etwa den Tatort, und das Programm spuckt Rückschlüsse auf den Täter aus, wie etwa den wahrscheinlichen Wohnort. Der Computer liefert keine Beweise, sondern nur Ermittlungshilfen. Hinweise, wenn man in der Überprüfung vorziehen sollte. Nicht mehr, nicht weniger.**

Warum aber soll so etwas eigentlich funktionieren? Canter verweist auf einen römischen Kirchenvater aus dem vierten Jahrhundert. „In interiore homine habitat veritas“, auf Deutsch: „Im Inneren des Menschen liegt die Wahrheit“ – diesen Satz, den Canter in den Bekenntnissen des Augustinus von Hippo gefunden hat, stellt der Professor seinem Buch „Criminal Shadows“ voran. In dem Band beschreibt er die Anfänge des Profiling und seine wissenschaftlichen Grundlagen. Canters Grundthese: Ein Mensch mag sich noch so gut verstellen, aber er hat doch ein inneres, ein wahres Selbst. Und jeder Verbrecher verrät dieses Selbst, wie er sich selbst sieht und was seine Opfer für ihn bedeuten.

Mit zig Straftätern hat Canter gesprochen, unzählige Fälle analysiert und Statistiken errechnet. Mit erstaunlichen Ergebnissen: Vergewaltiger zum Beispiel, die sich gut vorbereiten, etwa Waffen mitbringen oder Fesseln, haben oft keine Partnerin. Sie betrachten Frauen als gefährliche Objekte, die man binden muss. Wenn Wissenschaftler auf diese Art und Weise einzelne Beobachtungen zu Theorien weiterentwickeln, Tatmuster und Tätertypen analysieren, können die Ermittler der Zukunft, so die Idee, auf noch viel mehr Ermittlungshilfen zurückgreifen als bloß den wahrscheinlichen Wohnort eines Täters.

Diese Vorgehensweise, so der Psychologieprofessor, ist induktiv und alles andere unwissenschaftlich. Auch in Deutschland nutzt die Polizei Erkenntnisse aus der Psychologie. Das Bundeskriminalamt sowie die Landeskriminalämter beschäftigen Teams von Profiler, die „Fallanalytiker“. Einer von ihnen ist Arnold Wiecek, Dipl.-Psychologe, er arbeitet als Fallanalytiker beim baden-



Untrieblich: David Canter sind die dunklen Seiten der menschlichen Psyche wohlvertraut.

»Bei vielen Polizisten herrscht eine Art Festungsmentalität. Eher wird das Material einem Kollegen zur Verfügung gestellt, der einen Abendkurs in Analyse macht, als einem richtigen Wissenschaftler.«

David Canter im RM-Gespräch

württembergischen Landeskriminalamt. „Wir analysieren alle objektiven Daten und Spuren, rekonstruieren die Tat, das Täterverhalten und die Täter-Opfer-Interaktion“, beschreibt Wiecek seinen Job. „so formt sich Stück für Stück ein Bild vom Täter.“ Was er am Tatort gemacht hat, ob er in der Lage war, auch ohne Gewaltanwendung Kontrolle auszuüben, ob er seine eigene Gewalt im Griff hatte. Es geht nur um den einen Fall. Vergleichsfälle sind da nicht so wichtig.

Wiecek bevorzugt deshalb die Deduktion und kann mit Canters statistischer Methode nicht viel anfangen: „Aus unserer Sicht ist das ein grundsätzliches Problem, man hat das Bild eines typischen Vergewaltigers, eines bestimmten Typus von Täter, der im Einzelfall aber nicht dieser Typ sein muss“, sagt er, „da besteht immer die Gefahr, dass man in die Spuren etwas hineininterpretiert. Darum gehen wir umgekehrt vor, wir versuchen, einen individuellen Täter zu beschreiben.“ David Canter geht das nicht weit genug.

**Der Pionier der Induktion redet nicht gern über Privates.** Sein Alter? Jung sieht er nicht aus, aber wach und fit. Mitte 50 vielleicht? „Nein, 64“, sagt er und lacht. Drei erwachsene Kinder hat er und zwei Enkelkinder. „Die Arbeit mit Studenten hält halt jung“, meint er trocken. Auch wenn David Canter über den Vergewaltiger und Mörder spricht, der zum Verwecheln seiner Spuren den Opfern die Schamhaare verbrannt hat, bleibt er sachlich. Immer behält er im Blick, dass investigative Psychologie Ermittlern helfen soll. Gelegentlich nennt er etwas „ekelhaft“ oder „bizarr“. Er hat den Mut, ganz unwissenschaftlich vom „Bösen“ zu reden. Aber nie verliert er sich in den Untiefen der Psyche eines Täters. Canter steht auf der Seite der Opfer und bleibt doch distanzierter. Dabei helfen ihm Zahlen. „Viel von dem, was ich untersuche, wandelt sich in Daten um“, sagt er. Zahlen sind weiter weg als Menschen. Den Horror auf Distanz zu halten gelingt aber nicht genug. Seine Tochter etwa ist TV-Produzentin und hat einem Verbrechensindex für sein Buch „Criminal Shadows“ erstellt. „Davon bekam sie Alpträume.“

Schwierig, aber notwendig sei es, sich nicht vernehmen zu lassen: „Manchmal schreiben mir Menschen aus dem Gefängnis und sagen, sie seien zu Unrecht verurteilt, und bitten mich um Hilfe.“ Doch da dürfe man sich auf keinen Fall hineinziehen lassen, das helfe niemandem.

Den nötigen Abstand zur Arbeit findet Canter in seinen Hobbies: Der Professor lebt auf dem Land, spielt Klarinette in einer Town-Band, komponiert sogar. Und Verbrechen, nein: Die kommen ihm nicht ins Privatleben, nicht mal erdachte: „Ich gucke keine Krimis im Fernsehen und lese auch keine Kriminalromane“, sagt er. Dabei gebe es gute. Die Besten kämen aus England, sie seien am realistischsten.

FOTO: PRIVAT

Internet: [www.ti-psy.com](http://www.ti-psy.com)